

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES  
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK  
IN VIER TEILEN

*Erster Band*

*Erster und zweiter Teil*

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

## DIE ZEITWEILIGKEIT DER SPRACHE

---

Vor zweihundert, ja noch vor einhundert Jahren zerbrachen sich die Meister der Sprache gern die Köpfe über den Ursprung der Sprache. Der Weg, auf dem sie sich diesem geheimnisvollen Ursprung näherten, gab Zeugnis von dem optimistischen Glauben der Aufklärung sowohl wie der Romantik in Sachen der Philologie. Man war idealistisch in seinen Erklärungen.

Denn man fragte nicht nach dem Versiegen, dem Schweigen, der Unfähigkeit zu sprechen. Sondern man erklärte die Sprache als eine zusätzliche Leistung zum natürlichen Leben von uns Menschen.

Der »natürliche« Mensch habe eines Tages die Sprache erfunden. Vorher habe er auch bereits gelebt, nur eben ohne Sprache. Nun aber begann er, wie man so schön zu sagen pflegt, die Dinge zu bezeichnen, und das auszudrücken, was er selbst dachte und denkt. Da »der Mensch« schon da war in den Gedanken der Sprachursprungserklärer, bevor er sprach, so wurde die Sprache sein Mittel, seine Gedanken auszusprechen. Das also galt als der Ursprung der Sprache bei Aristoteles wie bei Thomas von Aquino!

Idealismus, Aufklärung, Romantik vereinigen sich, in der Sprache eine Leistung zu sehen, die in der Natur wurzelt.

Bereits der Marxismus hat richtig erkannt, daß der Schritt in die Wissenschaft erst dann vollzogen wird, wenn die Krise zum Ausgangspunkt der Erklärung gemacht wird. Erst die Krankheit belehrt über die Gesundheit. Erst die Depression über die normale Produktion. Erst der Krieg über den Frieden. Dann erst hören wir auf, von einem willkürlichen egozentrischen Begriff des uns zusagenden Normalen auszugehen und alles das für die Ausnahme zu erklären, was uns nicht paßt. In Amerika z. B.

gilt der Friede als natürlich, der Krieg als unnatürlich. Also haben die Amerikaner die Kunst Frieden zu schließen, weder 1865, noch 1918, noch 1945 geübt. Der Friede war ja da, sobald nicht mehr geschossen wurde, dachte der gemeine Mann; er ließ daher seine Regierung jedesmal im Stich, wenn sie sich zu dem langsamen Weg in den Tatbestand »Frieden« anschickte. Die Präsidenten Andrew Johnson (nach Lincolns Ermordung), Woodrow Wilson und F. D. Roosevelt – sein schneller Tod täuscht heut darüber hinweg – werden im Stich gelassen. Dreimal ist der Friede nicht geschlossen worden. Dadurch wird ein Keil in die Zeitgenossen getrieben, der alles Regieren schier unmöglich macht. Denn nur ein Bruchteil erlebt nun, was allen widerfahren müßte, um Frucht zu tragen. Aber in den Vereinigten Staaten hat zwar jedermann »Die Depression« von 1929 bis 1933 miterlebt, aber nur ein winziger Bruchteil den ersten Weltkrieg. Dazu gehört eine wichtige Erzählung Goethes. Als die Häupter des Adels unter der Guillotine rollten und die Emigranten nach Deutschland in hellen Haufen flüchteten, traf er eine so geflüchtete adlige Französin 1795 auf der Straße in Gotha. Wer beschreibt sein Erstaunen, als sie ihm zurief: »Wahrhaftig, es mag noch in Frankreich zum Bürgerkrieg kommen.« So also sprach die gute Seele mitten im, ja sogar nach dem schrecklichsten Bürgerkrieg! Und Goethe fügt resigniert hinzu: Wenn die Menschen so wenig wissen, was sie am eigenen Leibe erfahren, wie soll man da je mit ihnen über höhere ihnen doch viel entferntere Wahrheiten sich vereinigen? Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Masse der Zeitungsleser wüßte, daß sie keineswegs durch das Lesen der Zeitungen bereits echte Genossen im Schicksal und im Denkwang sind.

Deshalb klingt also Sprechen oft hohl und »verlogen«. Als aber im Berliner Kultusministerium 1922 eine Tafel für die Gefallenen enthüllt wurde, und ein Kriegsteilnehmer von der Gefahr dieser Verlogenheit sprach, da rief ein alter Beamter aus der guten unerschütterten Zeit des Liberalismus: »Wer hat gelogen?« Die Aufklärung kennt nur subjektiv die Lüge und objek-

tiv die Wahrheit. Aber wir fragen mit dem Kriegsteilnehmer: Wer vermag denn die Wahrheit anzuhören und zu vernehmen? Wo entspringt also die Potenz, die Zeugungskraft der Sprache, kraft derer gehört wird, was gesagt wird? Wann wirkt eine ganze Gesellschaft verlogen? Sobald die Frage gefragt wird, die ja am Schlusse der Apostelgeschichte oder bei Goethe 1795 aufklingt, sobald also der Ursprung der Sprache in unsere Hör- und Überzeugungsfähigkeit verlegt wird, fällt die liberale These, daß die Sprache ein Mittel des Sprechers sein könne. Die Lüge, ja die mißbraucht des Hörers Überzeugungsfähigkeit. Aber sie setzt doch gerade seinen, des Hörers, gläubigen Gehorsam voraus. Wo die Menschen die gedrechselte Rede zu höflicher Unterhaltung verwenden, da wird nicht mehr gesprochen; da setzt die Verlogenheit ein. Mithin verfällt die Sprache gerade dann, wenn sie am genauesten ihrer Definition entspricht ein bloßes Mittel, ein Werkzeug zu sein!

Deshalb veröffentlichte ich nach dem ersten Weltkrieg, angesichts der Größe des deutschen und europäischen Unglücks, den hier voranstehenden Aufsatz: »Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache«. Das ist dreißig Jahre her. Aber die Sprachwissenschaft ist immer noch optimistisch und redet vom Reden statt vom Hören, vom Begreifen statt vom Ergriffensein. Ich habe noch in keiner einzigen philologischen Untersuchung die Frage nach den Körperhaltungen beim Sprechen auch nur zugelassen gefunden. Aber bei der stärksten Sprache sind immer die Hörenden und Sprechenden in die Knie gesunken. Die Sprache überwältigt die Menschen, oder sie ist nur Vorübung aufs Sprechen.

Tatsächlich hat die Aufklärung der letzten zweihundert Jahre – und die dem Historismus ergebene Romantik ist nur ein sentimentaler Oberton der Aufklärung<sup>1</sup> – jeden Unterschied zwischen überwältigender und gleichgültiger Sprache in Abrede ge-

<sup>1</sup> Vgl. meinen Kasseler Vortrag »Jakob Grimms Sprachlosigkeit« von 1952, jetzt neu gedruckt in »Das Geheimnis der Universität« Stuttgart, 1958, 111 ff.

stellt. Auch die Historiker werden Antiquare hat Paul York von Wartenburg von den letzten drei Jahrhunderten gesagt. Die Welt bleibe auch bei ihnen ein Mechanismus<sup>1</sup>.

Uns ist die Sprache nicht erklärlich als Mittel zum Zweck. *Denn sie entreißt uns der Verzweiflung.* Dann aber kann die Leistung der Sprache nicht darin bestehen, als mein Werkzeug die Geschöpfe meiner Gedanken zu bezeichnen. Die Sprache kann nicht ein Mittel meiner Zwecke oder meines Verstandes sein; denn ich höre, weil ich an der Allmacht meiner selbst verzweifle. Ist die Sprache ein Mittel, um meine Gedanken auszusprechen oder auch sie zu verheimlichen, dann bleibt sie immer mir selber unterworfen; sie kann mich also nicht mir selber entreißen. *Aber gerade das ist die erste und letzte Erfahrung der Sprache.*

Der Säugling gelangt durch den Anruf seiner Mutter über sich selbst hinaus. Den heißblütigen Jüngling kann ein freundlicher Anruf vor wilder Ausschweifung leicht zurückhalten. Schwermut, Selbstmord, Verbrechen vertreibt ein einziges Wort, das zur rechten Zeit vernommen wird. Übermacht ist die Sprache, Vollmacht. Nie ist sie dem gleichgültig, der sie anhören muß.

Also irrt die optimistische, idealistische – und heute noch trotz aller Sprachgesetze vorkritische – Philologie bei ihrem Ansatz. Der gleichgültige Sprecher ist ein Sprecher zweiten Ranges. »La rose est une fleur« ist ein Satz aus dem Lehrbuch, und Schulbücher zerlegen vorher gesprochene Sätze. Sie umschreiben sie nämlich. Aber sie sprechen nicht mit Vollmacht. Sprache kann nicht aus den Sprachakten zweiten Ranges erklärt werden. Wenn Alan Gardiner seine Erklärung der Sprache mit dem Satze, »es regnet« beginnt, so ist er fürwahr ein Zeitgenosse und Zeuge des untergehenden Zeitalters vorkritischen Sprachidealismus, des Zeitalters, in dem die Sprache für vorhanden galt. Ich spreche aber im Zeitalter des Versiegens der Sprache. Verbindliche, überwältigende, machtvolle Sprache steht am Ursprung

<sup>1</sup> Paul York and Dilthey, 1925, S. 68. Dazu mein Buch vom Industrierecht, 1926, S. 117 f. und S. 132.

der Sprache. Alles klatschen, lehren, schwatzen, plappern, sich unterhalten, plaudern, sind ungeeignet, uns irgend etwas über die Sprache zu sagen, welche uns der Verzweiflung entreißt.

Die Sprache ist kein Werkzeug und kein Mittel. Sie ist ein Lebensvorgang, der uns in eine, unsere, nämlich in die uns bestimmte Zeit versetzt, und die uns an die uns zukommende Stelle weist. Sprechen heißt, sich an Orte begeben und Epochen angehören. Wo die Sprache diese beiden Versetzungen nicht vornimmt, ist sie nicht Satz und Sprache im Vollsinn mehr. Dann ist sie abgesunken und welk.

Die Sprache schafft, weil sie uns ernennt, versetzt und zu Angehörigen bestellt. Wie macht sie das?

Nun: wer spricht, wird abgewandelt. Denn sobald ein Mensch etwas fest versprochen hat, gilt er in den Augen seiner Mitmenschen nicht mehr als eine statistische Null, sondern als eben der, dem sie eben dies sein Versprechen glauben.

Zum Beispiel glauben die Hochzeitsgäste dem Bräutigam sein Ehegelöbnis in dem erstaunlichen Maße, daß alle, die von der Hochzeit hören, von da an die Braut mit dem Namen des Bräutigams ansprechen. Darum ist er von dem Hochzeitstage an der, der dies gesagt hat, bis zur Ehescheidung oder der diamantenen Hochzeit. Denn erst der Tod soll sie scheiden. Dasselbe bewirkt jeder ernsthafte Satz. Ich bin der, der eben dies gesagt hat, wenn ich will, daß man mich ernst nehmen soll. Das Kind braucht seine eigenen Worte sich nicht entgegen halten zu lassen. Der Erwachsene, dessen Name Haase ist, und der von nichts weiß, verschwindet in der vorgeschichtlichen Menge; nicht als leibliches Wesen ist irgend einer von uns mehr als ein Zahlenwesen, ein Typus. Nur, und erst dadurch daß wir beim Wort genommen werden, entschließt sich das Volk, uns eine persönliche Existenz zuzusprechen. Nun entscheidet sich alles ernste Sprechen mit einem Schlage von allem Gerede zweiten, dritten und vierten Ranges.

Wenn unser Beispiel einleuchtet – der Fahneneid, die Doktor-dissertation, das Schuldversprechen, der Kaufvertrag, die Wahl-

Abstimmung, der Zeugeneid gehören alle zum ernsthaften Sprechen – der kann sich davon überzeugen, daß zur Auswirkung jedes ernstesten Satzes – zum Unterschied von den Sätzen der Schulgrammatik – Zeit gehört. Das Eheversprechen soll ja erst der Tod auflösen. Die Abstimmung bindet auf die Länge der ganzen Wahlperiode. So langsam wirkt das Wort!

Indem also aus der statistischen Null oder Eins eine Person wird, die etwas gesagt hat, entsteht eine Zeitspanne. Sie, die Person, die das ernst nimmt, was sie sagt, kann dabei nicht etwa nur die Zukunft umspannen. Auch der Sänger der Vorzeit beschwört sie herauf, sowie der Gelobende und Schwörende sich und seine Hörer in die Zukunft reißt. In beiden Fällen ist dadurch, daß mit Ernst gesprochen worden ist, auch etwas Ernsthaftes passiert. Die Luft vibriert mit Spannung. Wer seiner Väter gern gedenkt, erhält eine Spannung aufrecht. Wie lange denn wird sich diese Anrede: »Väter« im Hörer des Sanges aufrecht erhalten lassen?

Denn dieser Name dauert ja nicht ewig. Die Macht erlischt. Wieder hilft uns unser Ausgang von der Angst des Nichts-zu-sagen-Habens, die Erhöhung der Hörer über den bloßen Augenblick wahrzunehmen. »Es war Dein Vater, der vor Troja zog...«, »das hebt die Seele schauernd / dem immer wiederholenden Erzähler«, und das verzauberte noch die spätesten Römer in Nachkommen jenes Aeneas, gegen den Homers Griechen gezogen waren.

Die heutige Psychoanalyse schuppt ja schwächlich gewordene »Bindungen« an nur noch vermeintliche Väter und Mütter ab. Sie verwandelt die untrennbare Ehe aus zweien, dank derer sie nun wie ein Zwilling, mit Mutter- und Vater-Antlitz aus einem Wesen auf die Kinder blicken, zurück in die bloßen Geschlechtswesen, mit denen Sohn oder Tochter wie mit ihresgleichen umspringen können. Hier also erlöschen Namen und damit erlischt die Zeitspanne, während der das Kind Eltern hatte. Mithin ruhen sogar Vaterschaft und Mutterschaft auf der Spannung des Zeitbogens, währenddessen diese Namen Macht haben. Der

Bogen kann einstürzen. Und so ist es mit allen anderen gegenseitigen Anreden. Heute nenne ich dich Freund. Morgen auch. »Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.« Das heißt: Goethe erwarb sogar eine Vergangenheit hinzu zu seiner Gegenwart mit Charlotte von Stein. Aber dann stirbt diese Freundschaft. Und dieselbe Charlotte läßt auf ihren Grabstein setzen: »Sie hat es nie begriffen, die tief hier unten schlief...« Das Erlöschen des höchsten Namens, der je über ihr ausgerufen wurde: Die Freundin Goethes, ... dies Erlöschen hat sie nie begriffen. Aber das ändert nichts daran, daß es geschah. Zeiten erlöschen, weil Namen erlöschen.

Die Menschen versagen. Die Menschen entsagen. Die Zeit versagt. Das sind drei Redewendungen, die darauf hinweisen, daß Zeit am Sagen hängt. Nur angesagte Zeit bildet sich und bindet. Deshalb haben die Tiere keine Zeit.

Wo immer Menschen einander die Tageszeit entbieten, beginnen sie miteinander zu leben. Wo immer sie sich den Krieg erklären, verbieten sie dem Feinde dieselbe geschichtliche Stunde; er soll aus ihr weichen. Als Gotthold Ephraim Lessing das Monstrum der Hamburger »Landeskirche« in der Person ihres Hauptpastors Goetze unsterblich machte, da tat er das, indem er schrieb: »Und darum meine ritterliche Absage nur kurz; wenn ich in irgendetwas, das meinen Unbekannten betrifft – den Hamburger Reimarus – Ihnen das letzte Wort lasse, so will ich die Feder nicht mehr rühren.« Zwei Sprachen heben hier einander auf. Hier gibt es keine Versöhnung. Dieser Unversönlichkeit entspricht ein neuer Absatz oder Ansatz. Und deshalb gehört Goetze in die Zeit vor Lessing, und Lessing in unsere mit Lessing anhebende und die Goetzes hoffentlich ausschließende und nicht wieder erhebende Zeit. Goetzes Leser sind seine Pfarrkinder. Aber Lessing erschuf das vorher nicht existierende Publikum des deutschen Gebildeten. Das war nicht hamburgisch sondern deutsch! So wird Zeit durch Ansage – Tageszeit –, die der Muzzedin allen Gläubigen ansagt, wölbt die Hedschra, die Zeitrechnung Mohammeds, bis heute über allen Moslem, und

gar nichts anderes tut dies – und sie verfällt und bricht ab durch Absage. Wenn die Revolution zum Beispiel ausbricht, bricht die Ära zusammen. Wieder hat Goethe das bei Valmy anerkannt; es bricht eine andere Zeit an, aber eben in diesem angesagten Umbruch, der ausdrücklich anerkannt werden muß. Goethe schloß sich der neuen Zeitrechnung bei Valmy ausdrücklich an. Viele blieben zurück, weil ihnen die Zeit nicht zusammenbrach.

Im Worte Eidbrüchigkeit liegt diese geheime Beziehung des Brechens von Wort und Zeit zutage. Daher der sogenannte Eidbruch 1944/45 besagte: Die Lehren zweier Weltkriege hatten noch immer nicht alle Bewohner Deutschlands darüber belehrt, daß Gott die ganze Erde und alle Menschen geschaffen hat. Sie zogen Werwölfe und Nibelungen der Entzauberung der Menschheit vor. Das Brechen mit einer Epoche beansprucht also selber wiederum eine »geraume« Zeit. Der Zeitraum ist recht deutlich die auf das Durchdringen einer neuen Ära zu verwendende und zu verschwendende Folge von Augenblicken. In so einem Zeitraum steht gewissermaßen die Zeit still. Sie wartet in einer »Parousie-Verzögerung«, bis alle durch den neuen Bogen der anhebenden Epoche eingetreten sind.

Das neunzehnte Jahrhundert hat grundsätzlich diesen Zeitraum, der verstreicht, bis alle zu einer neuen Zeit bekehrt sind, für die eigentliche Zeit gehalten. Das Wort Zeitspanne ist daher fast verschwunden. Ähnlich wie Jüngling und Jungfrau und Greis und Meister und Stiften und Geschlechter im Sinne der Geschlechterfolge ist die »Spanne« abgestorben. Der Zeitraum erscheint den Büchern über die Sprache (Waag, Dornseiff, Kluge) als gleichwertig mit Zeitalter und Zeitspanne. Dieser Irrtum entspricht der Verwechslung von gleichgültiger und ergriffener Sprache. Und vielleicht helfen dem Leser gerade diese beiden Kontraste zusammen, um den Schlendrian der physikalischen Zeit und den Schlendrian der Sprachpsychologen als dieselbe seltsame Verkehrung unserer eigenen tagtäglichen Erfahrungen zu begreifen.

Erst muß die neue Epoche beim Bastillesturm ausgerufen sein,

der neue Äon muß hochgestemmt sein als ein neuer hochgespannter Epochebogen, ehe jener sekundäre Prozeß beginnen kann, daß nun immer mehr einzelne sich ihm zuwenden und auf ihn eintreten. Die Französische Revolution ist nicht bei Valmy ausgebrochen. Klopstock hat sie vielmehr schon 1789 erkannt. Nur der Weimarer Geheime Rat Goethe, ehrfürchtig wie er war, harrete des Moments, in dem er in dies Ungeheure hineingerissen würde. Für Goethe begann im Zusammenstoß des Weimarer Kontingents mit den Jakobinern notgedrungen die neue Zeit. Aber sie *brach da nicht aus*; nein, vor Valmy brach sie vielmehr *auf ihn ein*.

Es bedarf einer hohen Zeit, um die niedrig gestellten, alltäglich arbeitenden Völker zu bekehren. Daher heißt jeder namenändernde Tag eine Hochzeit. Goethe hat dies Hohe als die eigentlich bestimmende Macht, die unseren Alltag ordne, immer neu erkannt; er nannte nämlich den schaffenden Gott meistens »das Höhere«. Aber wir müssen ihm den weiteren Schritt abringen, daß ja dies Höhere gewiß nicht im Raume zu suchen ist; Gott und das Höhere bewohnen nicht den Montblanc. Nein, sie werden in hohen Zeiten angerufen. »Zu allen frohen Stunden, *erhöht* von Lieb und Wein...« hat auch Goethe gesungen. Die Völker aber haben längst vor ihm den Festtag Hochzeit genannt. Hochzeit ist jeder Tag eines Namenwechsels. Denn niemand kann ohne Erhöhung über den Alltag in sich diesen Bruch mit der Vergangenheit vollziehen, der in der Einkerbung eines neuen Namens sich ausspricht. Die junge Frau, die Mutter und Vater zu den Eltern ihres Gatten sagen soll, – wie könnte sie das ohne feierlichen Hochzeitstag?

Und hier entdecken wir nun den Zusammenhang, der aller Aufklärung völlig entgehen mußte, und der die Böhlersche und die Humboldtsche und die Schleichersche und die Wundtsche Sprachlehre über den Haufen wirft. Sprache wird nur auf »Hochzeiten« geprägt. Die Einengung dieses Wortes »Hohe Zeit« auf Vermählung ist grundlos, ebenso wie des Wortes Ehe, »Gesetz«, auf die Heirat. Der Feiertag ist der Geburtstag allen Sprechens;

die Alltage aber verwerten die Hochsprache. Dialekt und Hochsprache sind nicht der Gegensatz von Hauptstadt, Hof und Zentrale, zu Talschaft und Gegend. Dialekt und Hochsprache verhalten sich wie Feiertag und Alltag. Als die hochdeutsche Bibel in die Schweiz einzog, da blieb die Spannung Schweizer Dialekt und Deutsch erhalten. Als dieselbe Bibel aber in Holland holländisch von den Kanzeln gelesen wurde, da entschied sich, daß das Duitche, das Dutch, also gerade die Urform des Deutschen, nun als eine eigene Hochsprache sich ausbilden müsse. Der Sonntag in der Schweiz und in Holland wurden bestimmend, wurden so konstitutiv, daß sie die Konstitution der Völkersprachen entgegengesetzt bestimmten.

Um diesen Sinn hoher Zeiten wiederherzustellen, nannte ich meine Verarbeitung des ersten Weltkriegserlebnisses »Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution«. Es ist sozusagen die Chronik der Jahre 1918 bis 1933, wenn ich berichte, wie dieser Buchtitel durchaus und durchaus und durchaus verspottet, mißdeutet und unverwendbar geblieben ist. Aber eben deshalb herrscht in Deutschland die grauenhafte Restauration. Eben deshalb gilt Hitler nicht einfach als Zusatz zum ersten Weltkrieg, und eben deshalb, weil die beiden Weltkriege nicht als ein einziges Geschehen behandelt werden, gelingt es nicht, hinter ihnen die neue Epoche, eben die »Nach den Weltkriegen« auszurufen. Wer aber auf diese neue Zeit nicht eintritt, der ist gezwungen, vom dritten Weltkrieg zu träumen. Die beiden Parteien unserer Zeit sind nicht Kommunisten und Kapitalisten, sondern jene, die aus den beiden Weltkriegen sich haben in eine Zukunft versetzen lassen, und jene, die mit ihren Vorkriegsbegriffen diese beiden begreifen möchten. Die deutsche Universität gehörte zu der zweiten Gruppe, wenn sie den Herzog von Cumberland zum gnädigen Schutzherrn der Universität Göttingen erhebt. Der Zeitergriffene sieht aber sehr gut den Epochenglauben darin, denn wo hoch, erhoben, Autorität, Ansehen, Hoheit uns begegnen, da handelt es sich um einen Rückgriff auf die Hochzeiten, auf die Hohen Zeiten und die Feiertage der Menschheit, aus

denen die Sprache entspringt. Zu »Erheben« ist erhebend. Und eben dies erhebende Gefühl scheint nach der scheußlichen Entformung von 1945 als unabweislich geboten. Besser Tote erheben, als gar nichts von den Höhenunterschieden bewahren, aus denen Sprache entspringt. Alle Sprache lebt von dem Gefälle zwischen Hochzeit, Feiertagen und Alltag. Wenn nur Alltage herrschen, dann ist es jedesmal höchste Zeit für einen Neuanfang. Denn wir sprechen nur unter der Hochspannung der angesagten Zeitspanne, einer Epoche. Ansonsten zerfällt die Sprache, so wie unter unseren Ohren das Deutsche nach 1933 plötzlich verfiel. Das wahre Deutschland von heute wurde am 9. November 1918 und am 5. Mai 1945 geprägt.

Es gibt übrigens zwei Arten des Zeitbrückeneinsturzes: zu viele angebliche Feiertage können dasselbe Unglück anrichten, wie der bloße Alltag. Als es einhundertachtzig Feiertage in Sachsen gab, brach die Reformation aus. Als es einhundertachtzig Feiertage in Spanisch-Amerika gab, fielen die Kolonien vom Mutterland ab. Bei den Nazis herrschte angeblich unausgesetzt Hohe Zeit. Davon muß sich noch heute das deutsche Land erholen. Die bloße Alltäglichkeit der Bonner Ära hat daran ihre gesunde Rechtfertigung. Aber sie ist in Gefahr sich totzulaufen.

Solch ein Totlaufen ist kein moralisches Urteil. Es gehört sich so. Denn wir leben nur, wenn wir irgendwohin gehören. Und nun ist das besondere an unseren Angehörigen und unseren Angehörigkeiten, daß sie sich vornehmlich über den jeweiligen Augenblick erheben müssen, um uns zu ordnen, zu bestimmen, zu leiten und zu richten. Das erste Geheimnis der Sprache, die wir an ihrem Versiegen studieren, ist, daß sie mehrere Generationen überdauert. Die Sprache, in der wir gehorchen, ansprechen, ansagen, versagen, ist niemals auf eine Zeit beschränkt, die kürzer dauert als unser bewußtes Leben. Sinnvoll sprechen läßt sich nur in solchen Lauten, die wir vor unserer Geburt und nach unserem Tod noch mit Nennkraft kreditieren.

Die Zeitspanne, die wir, wie etwa unsere Arbeitszeit, selber bestimmen, entnimmt ihre Worte immer einem weiteren Sprach-

bereich, einem Zeitalter, innerhalb dessen sie als ein Unterteil anerkannt wird. Die Sprache ist also auch deshalb nie ein Mittel zu unseren Zwecken, weil sie gilt, bevor wir gesprochen haben, und nachdem wir aufhören, zu sprechen. Die Sprache ist mehraldrig. Wer also sich dem Angesprochenwerden aussetzt, der tritt in eine überlebenslange Zeit ein.

Hier nun zeigt sich wieder ein eigenartiger Mangel unserer Epoche. Sie ist die erste Epoche, welche das Wort »zeitlich« anders gebraucht als alle vorhergehenden Generationen. Die Alten sprachen von den temporalen Ordnungen gegenüber der geistlichen. Im englischen Oberhaus sitzen die »Lords Spiritual und Temporal«. Aber dieses Wort »temporal« hat seinen Sinn heute verloren. Es meinte nämlich eben jenes Participium Präsens, das wir auch im »Vorsitzenden«, im »regierenden« Fürsten finden. Also hieß *temporalis* nicht uhrzeitlich sondern *zeitweilig*, vergänglich. Es hieß zwar »vorübergehend«, aber es hieß niemals bloß für einen Augenblick. Ich weiß nicht, ob die Stoppuhr und der Fahrplan heute daran schuld sind, jedenfalls gibt uns heute die Redewendung von den zeitlichen Dingen nicht zu verstehen, daß die Weile, die sie dauern, die Dinge, immerhin kräftig den Anspruch erheben, zu dauern. Die Weile ist also ein ehrenvolles, gestiftetes, ausdrückliches Dasein. Zwischen Ewigkeit und Augenblick wölben sich unsere zeitweiligen Ordnungen und unsere Geschichtsepochen. Christus ist zwar Herr der Äonen, aber die Äonen erheben Anspruch auf unseren Gehorsam unter ihm. Das Zeitliche reicht von langer Weile bis zur Kurzweil, aber es *weilt!*

Dies aber haben sogar die Wörterbücher vergessen: Der biblische Ausdruck »Äon« wird fehl gedeutet. Im Kittel, dem berühmtesten aller gegenwärtigen Wörterbücher, ist das Wort vom »Herrn der Äonen« falsch übersetzt. Die Engländer haben es noch schlechter; in der englischen Bibel ist aus dem Herrn, der die Weltalter öffnet und schließt und der damit über Petrus steht, welcher bindet und löst, ein Götze geworden, der eine Welt ohne Ende, »world without end« regiere, also ohne die

Absage an die alten und ohne die Ansage der neuen Zeiten. Aber der Herr spricht jeweils sein Gericht aus über ganze Zeitalter. Und uns ginge doch das ganze Christentum gar nichts an, wenn ein zeitloser Gott dort angerufen würde, statt eines, der in die Zeiten eintritt. Von Ewigkeit zu Ewigkeit bedeutet also von Weltzeit zu Weltzeit! Karl Barth und die dialektischen Theologen behaupten, Gott sei nur ein einziges Mal erschienen. Da wären wir Zeitweiler ja schlecht dran. Denn wir müssen wissen, was die Stunde geschlagen hat; wir müssen die Toten ihre Toten begraben lassen. Wie können wir das, wenn Gott nicht die Epochen stiftet? Um dieses sein jeweiliges Stiften herum sind meine »Europäischen Revolutionen« geschrieben. Deshalb rührt sie kein Historiker an. Denn die offizielle Geschichtswissenschaft überträgt den Geschichtsprofessoren die Epochenbildung und die Epochenänderung. Dagegen hat schon Tholuck protestiert. Aber die Aufklärung, die aus der Geschichte eine Naturwissenschaft machen möchte, unterscheidet in ihrer Quellensuche nicht mehr die einzelne Tatsache und die Epoche, jenen Umbruch in der Zeitrechnung, der uns Zukunft und Vergangenheit zuspricht. Grauenhaft entwickelt sich das benannte Leben hörender, vernehmender, vernünftiger Menschen als eine allmähliche Folge ohne Unterbrechung. Aber ohne Bruch keine Geschichte. Sogar Thomas Mann's »Zauberberg« brauchte genau wie Jacobsens »Niels Lyne« den Krieg, um der Dekadenz ein Ende zu bereiten. Dies Abstellen auf den Krieg war Mann's Deus ex Machina. Kriege machen Epoche, auch für Historiker! Das war billig, aber wahr.

Menschliches Leben gibt es nur als ausdrückliches Leben. Die einzelnen Behauptungen der Mitlebenden kann die Quellenuntersuchung der Historiker widerlegen. Aber die Epoche der Französischen Revolution oder des Weltkrieges erklärt niemals der gelehrte Historiker, sondern wie alle Liebeserklärungen und Kriegserklärungen wird sie von denen ausgerufen, die an ihr sterben oder für sie sich aufopfern.

Die Sklaverei muß ausdrücklich abgeschafft werden; sonst ist

auch der Urenkel des Sklaven noch Sklave. Die Aufklärung hat sich da ein Wortspiel zunutze gemacht. Das Wort »erklären« heißt heute zweierlei: proklamieren und explizieren. Durch ein Taschenspielerkunststück hat sich der Historiker, der nur expliziert, an die Stelle der proklamierenden Zeitgenossen gesetzt. Und nun sagt er mit müder Handbewegung: »Bitte, ich erkläre doch. Mehr kann niemand. Und ich bin dazu viel besser qualifiziert als die armen, leidenschaftumflorten Zeitgenossen jenes Umbruchs. Ich bin doch sine ira et studio; ich bin gleichgültig, oder mir ist das, was ich finde, so oder so, gleichviel wert. Ich suche die Wahrheit.«

Das Wortspiel liegt nun darin, daß er für seine bloße Erklärung die Wahrheit jener feierlichen Erklärungen sich vorbehalten muß, in denen Menschen ihrer höchsten Leidenschaft Ausdruck geben. Der Professor der Geschichte hat nicht Sachen oder Dinge zur Sprache zu bringen, sondern anderer Männer und Frauen Gelöbnisse und Erklärungen. Wie ernst waren diese? Waren sie derart, daß sie die Sprecher und Hörer zu Angehörigen der Zeit und des Landes machten, auf die sie sich beriefen? Starben sie für die neue Zeit, die alte Ordnung, für das Vaterland, für das Empire? Dem Historiker helfen also seine eigenen Erklärungen nichts, es sei denn, er kommentiere die »Erklärungen« derer, welche die Geschichte über sich haben hereinbrechen lassen. Die Gleichgültigkeit des Historikers ist nur so lange erträglich, wie er sie für seinen Mangel erkennt. Er ist den Kämpfern ums Recht, den Opfern der Inquisition, den Märtyrern des Kreuzes unterlegen, weil er gelassen in die Vergangenheit blickt. Wir können von jedem Historiker verlangen, daß er uns bezeuge, welche Zukunft ihn überwältige. Denn ohne diese, seine willige Unterlegenheit unter unsere Zukunft hat er keine Ahnung von der Vergangenheit damals, als sie Zukunft war. Der nur gelehrte Historiker . . . Goethe hat von ihm einfach gesagt: Um ihn versammelten Männer sich, die ihn einen Kenner nannten. Den wirklichen Historiker machen die Liebe oder der Haß. Hingegen der Kenner ist nur ein halber Mensch. Erst wenn ich weiß, wen

er anerkennt, kann ich mir den ganzen Menschen aus Kenner, Anerkenner, aus Überlegenem und Unterlegenem zusammensetzen. Dem bloßen Kenner gebührt keinerlei Achtung; er ist des Teufels, nämlich ein Despot der Vergangenheit ohne die Hörigkeit unter die Zukunft. Erst sie adelt uns zu Berufenen in jedem Berufe.

Geschichtsschreibung also ist die Wiederanerkennung des dereinst bereits Anerkannten. Es ist die gelassene Wiedererklärung des dereinst feierlich Erklärten. So verhält sich gelernte Historie zu den Feiertagen und Festzeiten eines Volkes wie der Werktag zum Feiertag. Der Historiker trägt die Schleppe der Epoche. Das ist seine notwendige und ehrenwerte Rolle in der Gemeinschaft, welche lebende Gegenwart dadurch erwirbt, daß sie allen Hörern und Sprechern Rollen zuweist, mit der wir an der Vibrierung der ausgerufenen Epoche und ihrer gültigen Namen teilnehmen. Gültige Namen sind nie gleichgültige Namen. Damit sie uns nicht gleichgültig werden, brauchen wir die Historiker.

All dies hat jeder Dichter und jedes Kind immer gewußt. Deshalb sprachen bei den Kelten die Dichter Recht; denn das rechte Wort zur Zeit ist die lebende Gerechtigkeit. Als das Reichsgericht 1923 endlich aussprach, Mark sei nicht Mark, als der oberste Gerichtshof in Washington 1935 für Recht erkannte, daß die Arbeit keine Ware sei, da dichteten sie.

Aber mit ihrem Gedicht erschufen sie eine neue Weile, in deren Spannweite arme Sterbliche neuen Frieden finden. Es ist die Sprache und nicht der einzelne willkürliche Mensch, die dem Augenblick Dauer verleiht. Sogar Goethe zahlte in seinem Vers der Aufklärung seinen Tribut, als er meinte, der Mensch verleihe dem Augenblick Dauer. O, verehrter Herr Geheimrat, wer ist dieser Herr »Der«? Nie genießt der die neue Epoche, der sie ausruft. Wie Moses bleiben wir alle außerhalb unseres gelobten Landes. Der Preis der Epoche wird in dem Vers: Nur der Mensch vermag das Unmögliche; er kann dem Augenblick Dauer verleihen, abstrakt gelassen. Eltern rufen ihre Kinder ins Leben. Revolutionäre öffnen die neue Zeit. Aber meistens nur, wenn

sie selber hinter ihr zurückbleiben. Denn die Revolution verschlingt ihre eigenen Kinder.

Als Wilhelm II. ausrief: »Ich führe Euch herrlichen Zeiten entgegen«, da enthüllte er ganz die Allmacht der Aufklärung, die alle Kaiserreiche am Ende zersetzte und auflöste, weil sogar die regierenden Fürsten nichts mehr von der Zeit und ihrer Setzung verstanden. Sie lebten im Raum; Deutschland z. B. war »saturiert«, also ohne Zukunft. Zeit wird nur von denen gestiftet, die uns nicht herrlichen Zeiten entgegen zu führen wähen. Führer schaffen die Zukunft nie. Sie beherrschen die bloße Gegenwart. Sie enden im Nichts<sup>1</sup>.

Ob dieser zeitlosen Zeit von vor den Weltkriegen, die in die Zukunft nur noch hineinschlitterte, ob dieser Zeitraum- und Abraum-Zeit, wurde Nietzsche wahnsinnig. Denn er sprach es aus, es wälze sich Europa in einer Tortur der Spannung der Katastrophe zu. Er hat das Stichwort, das uns vorwärtstreiben müßte: »Tortur der Spannung.« In ihm ist Zeit aus bloßem Sein, aus bloßem Zeitraum erneut zur Zeitspanne geworden.

Sobald denen, die sprechen, ihr Amt als Hörer und Sprecher wieder zum Amt der Zimmerleute wird, welche das Zeitenfloß zimmern, kann der Abgrund, der in jedem bloßen Augenblick gähnt, überbrückt werden. Jeder ist Zimmermann. Ich gebe ein Beispiel. Das Wort Europa hat seit Karl V. die Weltherrschaft der Europäer ausgedrückt. In Mercators Projektion auf unseren Landkarten, in den »Satinschuhen« von Claudel, in Nietzsches gutem Europäer sprach sich die Überzeugung aus, Europa führe. Europa habe Pflicht und Recht, die Welt zu entdecken, zu kolonisieren, zu bekehren, zu nutzen.

Aber heute hat sich Europa zweimal zerfleischt, und es hat Selbstmord begangen<sup>2</sup>. Es ist ein geographischer Begriff. Es hat den

<sup>1</sup> Kleist läßt den Varus in seiner »Hermannsschlacht« aus »Nichts« ins »Nichts« gehen.

<sup>2</sup> Vgl. meinen Aufsatz im »Hochland«, 1919: *Der Selbstmord Europas* und die genaue Geschichte des Namens »Europa« in den »Europäischen Revolutionen«, letzte Ausgabe 1961.

herrlichen Klang des Renaissancerufs: »Europa werde so groß wie Athen«, nicht mehr. »Grüße aus dem Erdteil Europa, der eine glorreiche Zukunft hinter sich hat«, schrieb uns ein Genfer 1939 nach USA. Kein Europäer könnte es heute seelisch ohne Amerika oder Rußland oder Indien oder Afrika aushalten. Leiblich auch hat es kein Europäer ohne die Care-Pakete ausgehalten. Das Wort ›Europa‹ ist zwischen 1914, wo »die Lichter über Europa ausgingen« (Edvard Grey), und heute, aus einem verheißungsvollen Namen ein bloßer Lehrbuchbegriff geworden. Im Schatten Amerikas oder im Schatten des anderen Titanen mögen sich Europäer zusammenschließen. Aber es ist ein Zusammenschluß innerhalb eines größeren, das sie überwältigt. Die Zweckeinigung Europas ist nur ein Nachholen von Vergangenen. Je gelassener man dabei verfährt, desto besser. Dem Vergangenen gebührt nämlich Gelassenheit. Die Zukunft erharren wir; die Vergangenheit kann warten.

Zimmerleute der Zeit, überbrücken wir zeitweilig jene gefährlichen Sekunden, in welchen es nur Vergangenheit oder Zukunft gibt und in denen die Gegenwart wie des Rasiermessers Schneide sich darstellt. Diesem bloßen Kausalzusammenhang entreißt die übernatürliche Nennkraft diejenigen, welche sich konjugieren und deklinieren lassen. Denn dank ihrer werden wir »zeitweilig«. Für eine Weile gebieten wir dem Augenblick. Vom Römergebiet und Römergebot, vom Imperium Romanum her wissen wir das schließlich längst. Denn nur weil ein und derselbe Name den römischen Bürger Julius Brutus und den letzten römischen Imperator verband, nämlich ›Römer‹, gibt es die Epoche der römischen Geschichte. In diesem Namen erging und erhielt sich eben diese römische und romanische Epoche als lebende Gegenwart, und ebenfalls in diesem Namen behauptete sich das Gebiet des Imperium Romanum. Zeit und Raum dieses Imperium Romanum sind also etwas ganz anderes als die Kantianer meinen. Denn Zeit und Raum sind nicht Formen unserer Anschauung. Wir schauen nicht zuerst, sondern wir hören. Und zwar gehören wir immer bestimmten Zeiten und ausgerufenen, gebotenen Räu-

men an, denn nur in solchen erwerben wir ein Bewußtsein. Den einzelnen Mitgliedern einer Epoche und eines Gebiets öffnet sich der eigene Sinn zum Widerspruch und damit zum Selbstbewußtsein, nachdem sie gehört und gehorcht haben.

Der gesamten Aufklärung und Akademik, dem Idealismus, der uns allen bestimmten Zeiten entreißen wollte, weil er in den Raum der »einen« Welt hineinwollte, ist der Grundirrtum Immanuel Kants widerfahren. Kant hat, ohne Widerspruch zu erfahren, behauptet: Der Mensch beginne mit Anschauungen; gehe zu Begriffen fort und ende mit Ideen. Kant hielt es nicht einmal für notwendig, dies zu beweisen. Jedermanns Erfahrung wird hier ins Gesicht geschlagen. Kein Mensch beginnt mit Anschauung. Wir beginnen mit Gehorsam und Antwort. Das Kind schaut sogar seine Mutter nicht an, sondern es *erwidert* das Lächeln der Mutter mit seinem Lächeln. Der Ursprung der Sprache erfolgt aus Gegenseitigkeit. Hätte das Kind nicht zurückgelächelt, hätte es nie sprechen geschweige denn denken gelernt. In seinem Lächeln wurde es zum Mitglied der glaubenden Geistesgemeinschaft. Denn Lächeln ist Entwaffnung. Der tierische Ernst läßt das Visier herunter. Der lächelnde Säugling kann eingeschlossen werden von dem Gesang der Geister.

Aber da die Aufklärung von Robinson Crusoe ausging, von dem Menschen mit dem Palmenzweige, der im Singular auf die Natur mit seinem natürlichen Geiste starre und sie anschauete, hat sich die Wahnsinnstheorie behauptet, es erfinde der Mensch die Sprache, um seine Gedanken auszudrücken.

Wir befrieden und befreunden uns gegenseitig, wenn wir jeder uns an bestimmte Orte und Stunden in der Teilung und Einteilung unserer Zeiten und Räume begeben. Die Sprachen sind die physischen Vorgänge, dank derer wir Ordnung stiften, und zwar zeitweilige Ordnung. Dadurch haben wir vor allen Tieren den Vorsprung unausgesetzt wechselnder Ordnungen. Die Bienen müssen immer eine Königin haben. Wir können zwischen Staatsformen wechseln. Denn wir rufen sie aus und schaffen sie ab. Wir sprechen eben miteinander und begeben uns eben des-

halb an immer wechselnde Plätze, und an jeden Platz nur auf eine bestimmte Zeit. Welche Gruppe dieses Wechselnde mißverstehet und zeitweilig vergötzt, geht zugrunde.

Die Philologie hat diese Leistung der Sprachen nicht ernst genommen. Sie erklärt die Sprache für ein Verständigungsmittel, ohne zu merken, daß sich nur die verstehen, die Plätze im Leben gegenseitig anerkennen. Wer zu dem Mädchen, das er verführt, liebe Frau sagt, der beruhigt sie; er, Goethe, wird Christiane nicht verlassen. Und darauf allein kam es in diesem Falle an. Als er 1806 sich trauen ließ, da fügte er zu dem Vertrauen zwischen ihm und ihr nicht mehr hinzu, als daß er auch die Weimarer Klatschbasen ins Vertrauen zog. So hat er es selber empfunden und stark ausgesprochen.

Aber die Philologie hat eben auf der Seite Kants gestanden. Der heilige Thomas von Aquino hat in Hörigkeit auf Aristoteles die Sprache für etwas Natürliches erklärt. Er hat also der ganzen antiken Welt den Glauben, die Liebe und die Hoffnung abgesprochen, aus denen daraus das Wort ertönt! Und Dante hat stark die grauenhafte, lieblose Lehre der Thomisten berichtigt, als er die Inder selig und Siger von Brabant, den Gegner des Thomismus, den Verteidiger des Wunders der Sprache, heilig sprach. Der kontemplative Dominikanerorden hat die innere Anschauung verherrlicht und wohl deshalb die Ebenbildlichkeit der Menschenkinder nicht im Hören des Wortes fassen können. Aber wir können nichts anschauen, wenn wir es nicht benennen. Die Bauern im Hochgebirge »sehen« keinen der Berge, der keinen Namen trägt, hat Finsterwalder festgestellt. Ein neu Erschautes wird erst im Akt der Benennung anschaulich. Alle Entdeckungen und Erfindungen bestehen darin, daß wir schließlich alle sehen, was einen zuerst so ergriff, daß er es benannte, und uns eben dadurch seine Beachtung abzwang. »Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste scheint: mit den Augen zu sehen, was vor den Augen dir liegt.« Auch da ist Goethe gegen Kant im Recht. Das Nennen vollzieht erst die Anschauung. Eine Anschauung, die nicht bis zum Namen vorstößt,

ist nebelhaft und mag bestenfalls als Embryo gelten. Vermutlich sollte daher unsere krisengeprüfte, vom Versagen der Sprache her orientierte Lehre sich nicht mehr mit der alexandrinisch-idealistischen »Philologie« identifizieren. August Boeckh hat die Philologie klassisch als die Wiedererkennung des Erkannten definiert. Wir definieren unsere Zeiten und Räume ergreifende Lehre als *Philonomik*. So nämlich wie die Angelsachsen nicht von Biologie, sondern lieber von Bionomics reden, wie Ökonomik und Theonomie heute vordringen, so ist es nicht der als Wort mißverstandene Logos, der uns fesselt, sondern jener Logos, der einst griechisch ›Gespräch‹, gegenseitige Anerkennung bedeutet hat. Denn in der wunderbaren, weil nie natürlichen Sprachweile setzen wir uns an die Stellen und in die Stunden, »die das Gesetz uns befiehlt«. Jener herrliche Spruch auf die Spartaner macht das recht deutlich: »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.« Aber im Herodot steht nicht eigentlich Gesetz, sondern »Rhemata«, die feierlich gegebenen Geheiß. Und diese muß lieben, wer von der Sprache handeln darf. Denn Geheiß beraumen die Zeit an, aber »das Gesetz«, wie der deutsche Untertan das griechische Wort übersetzt hat, verwischt die zeitweilige Stunde des entscheidenden Wortes, eben des Geheißes, in ein ödes »von jeher«.